

Dramatisch

Von Fabio Regazzi — Die Deutschschweiz unterschätzt Corona.



«Ich will keine Eskalation»: Autor Regazzi.

Während ich dies diktiere, bin ich am Wandern im Verzascatal. Ich muss meinen Kopf durchlüften und Abstand gewinnen. Ausserdem kann ich mich hier oben nicht anstecken. Die Situation im Tessin ist dramatisch. Offen gebe ich zu: Ich habe die Situation am Anfang unterschätzt. Als Unternehmer und bürgerlicher CVP-Politiker war ich gegen massive Eingriffe in die Wirtschaft. Ich musste meine Meinung ändern: Das Tessin macht es richtig. Ich stehe hinter der Kantonsregierung.

Schöne Appelle und Schulschliessungen reichen nicht. Es braucht den schärferen Lockdown. Alle nicht lebenswichtigen Betriebe müssen geschlossen werden. Nur so dämmen wir die Ansteckungen ein. Warum ich meine Meinung geändert habe? Weil ich mit Leuten an der Front spreche, mit Ärzten in den Spitälern. Weil ich im Fernsehen die Bilder aus der Lombardei sehe. Das ist nicht Netflix, das ist die Wirklichkeit. Wir müssen handeln. Die Deutschschweizer unterschätzen Corona.

Mit Verlaub: Martin Dumermuth vom Bundesamt für Justiz liegt falsch. Er möchte das Tessin zurückpfeifen. Es gehe doch nicht, dass man schärfere Massnahmen ergreife als der Bund. Wir müssen. Also lasst uns. Oder wollt ihr irgendwann den Gotthard schliessen? Die Tessiner Spitäler haben durch heroische Anstrengungen ihre Intensivkapazität auf heute 105 Betten verdoppelt. Davon sind rund 40 bereits belegt, während ich dies schreibe. Die Fallzahlen gehen nicht zurück. Ich will keine Eskalation. Ich will keine Zustände wie in Italien.

Ich plädiere für den schweizweiten Lockdown und versuche, meine Landsleute im Norden zu warnen. Vielleicht ist es sinnvoll, wenn ganz Europa vierzehn Tage alles dichtmacht. Nur was es wirklich braucht, darf noch getan werden. Es ist mir bewusst, dass das gigantische Kosten verursacht. Wenn ich in mein eigenes Industrieunternehmen gehe, bricht es mir das Herz. Keiner arbeitet, alles steht still. Fürchterlich. Aber Corona ist schlimmer.

Was, wenn das Geld kaputtgeht?

Von Thorsten Polleit — Die Notenbanken und Regierungen wollen die Wirtschaftskrise mit einer Geldflut bekämpfen. Die Bürger sollten sich vorsehen.

Bringst du Geld, so findest du Gnade; sobald es dir mangelt, schliessen die Türen sich zu», so schrieb Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832). Geld ist in der Tat ein ganz besonderes Gut. Es ist das allgemeine Tauschmittel. Ohne Geld könnten die modernen, arbeitsteiligen Volkswirtschaften gar nicht funktionieren. Die Menschen müssen eine Wirtschaftsrechnung betreiben können, das heisst unterschiedlichste Waren miteinander vergleichbar machen. Und das geht nur mit der Verwendung von Geld.

Vor diesem Hintergrund fällt es nicht schwer, einzusehen, wie wichtig «gutes Geld» für das produktive und friedvolle Zusammenleben der Menschen ist. «Schlechtes Geld» – also inflationäres Geld, das seine Kaufkraft im Zeitablauf verliert – verzerrt die Preise zwischen den einzelnen Gütern, streut dadurch Sand in die Wirtschaftsrechnung und verleitet Unternehmer und Konsumenten zu Fehlentscheidungen. Inflationäres Geld zersetzt die Ersparnisse, schmälert die Basis für Investitionen, reduziert die Wachstumskräfte der Volkswirtschaft.

Aus gutem Grund schreckt jetzt die Öffentlichkeit in der Corona-Krise auf: Regierungen und ihre Zentralbanken wollen die anrollende Weltwirtschaftskrise vor allem mit einer Geldflut bekämpfen. So kaufen die Zentralbanken alle Arten von Schulden auf und bezahlen die Käufe mit aus dem Nichts geschaffenen Geld. In einer Phase, in der das Güterangebot abnimmt, ist das Ausweiten der Geldmenge ein Rezept par excellence für Güterpreis-inflation, also Geldverschlechterung.

Ob Euro, US-Dollar, chinesischer Renminbi oder Schweizer Franken: Das zentrale Schicksal all dieser ungedeckten Papierwährungen ist, dass sie von den staatlichen Zentralbanken immer stärker vermehrt werden, ihre Kaufkraft also herabgesetzt wird. In den letzten Jahrzehnten ist das meist schleichend abgelaufen. Mittlerweile sind aber die Schulden so gross geworden, dass auch eine rücksichtslosere Herabsetzung des Geldwertes zu einer zusehends probateren Politik geworden ist.

Steigt die Inflation, schwindet das Vertrauen in das Geld. Die Menschen wollen es dann nicht mehr halten, sondern sie tauschen es möglichst rasch gegen andere Güter ein. Dadurch werden die Güterpreise in die Höhe getrieben, und die Kaufkraft des Geldes verfällt. Unternehmer können dann keine vernünftige Wirtschaftsrechnung mehr anstellen, die arbeitsteiligen Volkswirtschaften zerfallen. Im

Extremfall könnten die ungedeckten Papierwährungen wie US-Dollar, Euro, Schweizer Franken und Co. sogar wertlos werden.

Das ultimative Zahlungsmittel

Keine Frage: Es wäre eine wirtschaftliche und soziale Katastrophe, sollten die Währungen kaputtgehen. Wie kann man sich als Anleger dagegen wappnen? Eine Möglichkeit ist das Halten von physischem Gold. Das gelbe Metall ist seit je das ultimative Zahlungsmittel der Menschheit. Es lässt sich durch das Anwerfen der elektronischen Notenpressen nicht entwerten, und es trägt auch – anders als Bankguthaben – kein Zahlungsausfallrisiko. In den letzten zwanzig Jahren ist der Goldpreis, in US-Dollar gerechnet, im Durchschnitt pro Jahr um fast 10 Prozent gestiegen.

Und die Politik der Staaten und ihrer Zentralbanken lässt befürchten, dass dieser Trend an Fahrt gewinnt. Es wäre nicht das erste Mal in der leidvollen Währungsgeschichte, dass die Staaten das Geld entwerten. Goethe schreibt hellsichtig in seinem «Faust»: «Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles.» Seine Worte sind auch heute noch ein guter Rat für jeden, der sich gegen das Risiko absichern will, dass das Geld kaputtgeht.

Thorsten Polleit ist Chefvolkswirt der Degussa.



Goethes Rat ist nicht teuer: SNB-Chef Jordan.